

EINWANDERER

Gertrud Grimm

Auf Deck eines kleinen deutschen Ueberseedampfers sitzt eine Gruppe von Passagieren und faehrt in hoffnungsvoller Erwartung ihrer neuen Heimat entgegen. - Karl Martens gibt sich die groesste Muehe, wenigstens mit ein paar Worten der portugiesischen Sprache Freundschaft zu schliessen, und wenn man genauer achtgibt, hoert man, wie er muehselig fremde, unbekannte Worte vor sich himurmelt und immer auf's neue wiederholt.

Viel hat er noch nicht gelernt in den 22 Tagen dieser Reise, an denen er taeglich mit bewunderungswuerdiger Ausdauer fast immer wieder von vorn beginnen muss, weil es absolut nicht bleiben will im Kopf. Seinen beiden Kindern, Anita und Gustav, faellt es bedeutend leichter, denn soviel wie ihr Papa koennen sie auch schon, obgleich sie sich nur ab und zu mit der "Língua Portuguesa" beschaeftigen. Die jungen Leute finden die kleinen gemuetlichen Unterhaltungen unter sich auch viel interessanter.

Gustav Martens hat gerade mit Lili Koche eine Partie Schach beendet, bei der ausnahmsweise er als Sieger hervorging. Uebermuetig lachend legt Lili die Figuren in das Kaestchen zurueck, sodass Gustav sie ganz erstaunt ansieht. Seinem Blick beegnend, erklart sie: „Ach, Herr Martens, ich bin ausser mir vor Freude, bald sind wir da!“ „Das hoert sich ja so an, als ob Ihnen die Reise nicht gefallen haette?“ „Die Reise?“ fuhr sie fort, „oh, ja die Reise war sogar die schoenste Zeit meines Lebens. Ich kam mir immer vor wie im Maerchen. Aber jetzt sehe ich bald meine Eltern wieder, beinah acht Jahre habe ich meine Eltern nicht gesehen.“ Urploetzlich verwandelt sich ihre Ausgelassenheit in Wehmut und unwillkuerlich greift Gustav nach ihrer Hand. „Bitte, Fraeulein Koch, erzaehlen Sie mir doch, warum haben Sie Ihre Eltern Sie denn damals nicht gleich mitgenommen?“ „Ja, warum? Das weiss ich auch nicht. Ich war es seinerzeit auch ganz zufrieden, dass ich bei den Grosseletern bleiben konnte. Ich glaube, die Eltern hatten Angst, mich so ins Ungewisse mitzunehmen, sie wollten sich erst eine Existenz schaffen. Anfangs haben sie auch viel durchmachen muessen. Not, Entbehrung und viele Misserfolge, oftmals durch Unkenntnis verursacht, brachten sie manchmal an den Rand der Verzweiflung. Und dann das Heimweh, das fruchtbare Heimweh ... Die ersten Jahre erfuhren wir fast nichts darueber, aber spaeter schrieb Mutter oft davon. Im vorigen Jahr haben sie ihr kleines Anwesen verkauft und sind in die Stadt gezogen. Die Landarbeit wurde ihnen allmaehlich zu schwer. Seh'n Sie mal hier“, sie nahm aus ihrer Handtasche ein paar kleine Photobilder, „hier habe ich einige Aufnahmen aus Brasilien. Dieses kleine, aus duennen Baumstaemmen gezimmerte Huettchen war bis vor kurzem die Wohnung meiner Eltern.“ Sie zeigte ihm noch einige Bilder, und erklarte ihm deren Bedeutung, die ihr aus den Briefen ihrer Eltern gut bekannt war, als waere sie selber bei allem dabeigewesen. Anita, Gustavs vierzehnjährige Schwester, die interessiert zugesehen hatte, wie Heinz Schraeger[,] von dem im Zeichnen sehr begabten Fred Weller skizziert wurde, setzte sich neugierig zu ihnen und als sie Lilis Eltern auch in Winterkleidern aufgenommen sah, rief sie erstaunt: „Was? In Brasilien wird es kalt? Ich dachte, wie [wir] fahren in den ewigen Sommer!“

Fred Weller hatte inzwischen das sehr gut gelungene Portraet Heinz Schrägers [sic] beendet und nahm dankend die dafuer vereinbarte Zahlung entgegen. Fred war der mittelloseste von allen, er besass an Garderobe nur das, was er auf dem Leibe hatte, und sein Reisegeld für die Weiterfahrt von Rio Grande nach Porto Alegre, genau abgezaehlt,

war seine ganze Barschaft. Waehrend der Ueberfahrt hatte er gegen kleine Verguetung, den Kapitaen und einen Teil der Schiffsbesatzung gezeichnet und sich auf diese Weise ein aeusserst bescheidenes Taschengeld erworben. Seine Geschichte war nicht alltaeglich. Sein Freund, der in Ecuador Verwandte hatte, wollte nach dorthin auswandern, und in Fred keimte der Gedanke, ihn zu begleiten. Aber Geld fuer die Reise hatte er nicht, auch sein Freund konnte ihm da nicht helfen, und deshalb wollte er die Fahrt als blinder Passagier machen. Er besorgte sich die vorschriftsmaessigen Papiere und sein Gepaeck sollte auf den Namen seines Freundes mit an Bord kommen. Oh, die beiden jungen Leute hatten es sich ganz genau ueberlegt, und sich auch alles in den rosigsten Farben ausgemalt. Das Schiff, die „Bodengraven“, fuhr von Amsterdam aus nach Ecuador, und so verliessen sie eines Tages ihre Heimat und fuhren nach Holland. Der Freund ging mit seinem und Freds Gepaeck an Bord, und Fred wartete bis nach Mitternacht, wo alles ruhig lag. Das Schiff sollte morgens um 5 Uhr rausfahren. Ganz vorsichtig, wie ein Dieb, kletterte er ueber die Schiffswand und verkroch sich, im Dunkeln alles abtastend, im Kohlenbunker. Alles klappte vorzueglich, niemand hatte ihn gesehen und erleichtert versuchte er, ein wenig zu schlafen. Ob er lange schlief, wusste er nicht, er wusste nur, dass er eine Ewigkeit, alle Nerven auf's aeusserste angespannt, gelauscht hatte, ob das Schiff nicht schon losfuhr. Schliesslich hielt er es nicht mehr aus und kam, auf ellen Vieren kriechend, aus seinem Versteck hervor. Geräuschlos, kaum atmend, pirschte er sich vorwaerts, ohne jemandem zu begegnen. Das Schiff schien wie ausgestorben, und es war heller Tag. Alle Vorsicht vergessend, rannte er auf's Deck; und auf einem Rettungsring las er einen Namen. Nicht „Bodegraven“. Und ganz langsam daemmerte in ihm die Erkenntnis: Die „Bodegraven“ war laengst fort, war ohne ihn abgefahren. In der Aufregung und in der Dunkelheit war er auf ein verkehrtes Schiff geklettert, dass, wie er spaeter erfuhr, nach einigen Tagen nach Indien auslief. Wie im Traum verliess er das Schiff. Da stand er jetzt im fremden Land, vollstaendig mittellos, in dem allerschlechtesten Anzug den er besessen hatte, und seine ganze Habe war unterwegs nach Ecuador. Zum Glueck hatte er seine Papiere bei sich behalten. Muehselig schlug er sich durch, nachts schlief er im Freien. Nach einigen Tagen fand er Anstellung in einem Hotel als Hausknecht. Er wollte solange dort arbeiten, bis er das Fahrgeld zusammen hatte, um seinem Gepaeck nachzufahren. Ein deutschsprechender Hotelgast, der schon viel in Suedamerika umhergereist war, und dem er eines Tages alles erzaehlte, riet ihm des Klimas wegen dringend ab, nach Ecuador zu fahren. Er schenke ihm ein Buch, darin las er viel über Rio Grande do Sul und von Porto Alegre, der Hauptstadt des Staates. Und so kam es, dass er die Reise nach Ecuador aufgab und sich fuer Porto Alegre entschied. Unter Schwierigkeiten besorgte er sich in Amsterdam das Visum fuer Brasilien, und als er den letzten Gulden fuer das eisern gesparte Reisegeld beisammen hatte, bestieg er eines Tages diesen kleinen Frachtdampfer, wo er sich bald mit seinem goldigen, unverwuestlichen Humor der allergroessten Beliebtheit erfreute.

Weniger beliebt war der soeben von Fred gezeichnete Heinz Schräger [sic]. Immer tadellos und elegant gekleidet, hatte er ein sehr arrogantes Wesen an sich. Mit dem Kontrakt einer groesseren Porto Alegrenser Firma in der Tasche, tat er, als ob die ganze Welt nur seinetwegen nicht aus den Fugen ginge, und taeglich noergelte er ueber die Verpflegung auf dem Schiff und beklagte sich ueber die mangelnde Bequemlichkeit und ueber Langeweile. Er erhob sich aus seinem Liegestuhl, um Karl Martens die Zeichnung zu zeigen, als er ihn aber in seine „Língua Portuguesa“ vertieft sah, machte er in Gedanken eine ziemlich respektlose Bemerkung ueber den scheinbar unnuetzen Eifer Karls und wendete sich den vier jungen Leuten zu.

Jetzt erschien auch Frau Martens an Deck, die ihre altgewohnte Mittagsruhe gehalten hatte. Bevor sie sich zu Karl setzen konnte, wurde sie von Anita angerufen, die ihr begeistert Schraegers Portraet und die vielen Aufnahmen aus Brasilien von Lili Kochs Eltern zeigte. Als Karl seine Frau bemerkte, klappte er sein Buch zu, und beobachtete sie nachdenklich. Er wusste, dass sie litt und dass ihr der Abschied aus der deutschen Heimat besonders schwer geworden war. Er wusste auch, dass sie manche Nacht nicht schlief, sie sorgte sich um die Zukunft. Und innerlich gab er ihr Recht, wenn er es auch nicht offen zugab. Die allerjuengsten waren sie beide nicht mehr, sie fuhren, wie man so sagt, auf blauen Dunst in ein fremdes, unbekanntes Land, wo sie niemanden kannten. Was wussten sie überhaupt [sic] ueber Brasilien? Nur, dass gute, gewissenhafte Handwerker, wie er und sein Junge sie waren, niemals untergehen konnten, solange sie ihren Fleiss und ihre Kraft ehrlich zu Gunsten der neuen Heimat hergaben. Und das wollten sie, das stand ganz ausser Zweifel. Seine Frau setzte sich jetzt laechelnd zu ihm, und wie immer sprachen sie von dem, was sie in der lieben, alten Heimat zurueckgelassen, und voll hoffnungsvollem Bangen dachten sie an die allernaechsten Tage. Morgen frueh waren sie in Rio Grande, das letzte Stueckchen Heimat blieb morgen auf diesem kleinen Dampfer zurueck. Was wird dann sein? Wird das unbekannte Land, das grosse, schoene und zukunftsreiche Brasilien, ihnen je die Heimat ersetzen koennen? Traurig meinte Luise zu Karl: „Schade, dass die Eltern von Fraeulein [sic] Koch nicht in Porto Alegre wohnen. Es waere dann schon jemand da, den wir in manchen Dingen um Rat fragen koennten, und der uns zur Not ein bisschen unter die Arme griffe.“ Karl schuettelte den Kopf: „Nein, Luise, es ist besser so, dann ist man niemandem zu Dank verpflichtet, und niemand kann einem spaeter vorwerfen: Ja, wenn ich nicht gewesen waere, nur mir verdankst Du es, dass Du nicht elend im Strassendreck vorkommen bist. Glaub’ mir, da ist es doch viel besser, wenn man sich durch eigene Kraft emporzieht und es durch sich selbst zu etwas bringt.“

II

Langsam, ganz langsam gewoehnten [sic] sie sich an die neuen und fremden Verhaeltnisse, und passten sich den Lebensbedingungen der neuen Heimat an. In manchen Dingen galt es, sich gaenzlich umzustellen, und auf viele alte und liebe Gewohnheiten musste verzichtet werden. Aber auch manches unerwartet Schoene bot ihnen dafuer das Leben in der neuen Heimat, und im Grossen und Ganzen waren sie alle ganz gluecklich und zufrieden. Hauptsächlich die jungen Leute machten sich schnell mit den neuen Verhaeltnissen vertraut, und waeren nicht die Schwierigkeiten mit der Sprache gewesen, sie haetten schon sehr bald keinen wesentlichen Unterschied zwischen der neuen und der alten Heimat mehr empfunden. Gustav Martens und Fred Weller verband eine innige und wahrhafte Freundschaft, und Fred, der in einer deutschen Pension Unterkunft gefunden hatte, war ein haeufiger und gerngesehener Gast bei Familie Martens. Karl und sein Sohn Gustav fanden schon in der ersten Woche Anstellung in ihrem Beruf, und Karl lernte in dem Betrieb einen ungefaehr gleichaltrigen Landsmann kennen, dem der Heimatort Karls sehr gut bekannt war. Da war es denn kein Wunder, dass diese beiden Maenner [sic] sich sehr schnell anfreundeten, und sich mit ihren Frauen oefter gegenseitig besuchten. Fritz Lehmann und seine Frau waren ungefaehr [sic] 8 Jahre frueher nach Brasilien gekommen und hatten sich laengst in allem umgestellt. Oh, Minna Lehmann verstand Luise Martens nur zu gut, wenn Luise, vom Heimweh geplagt, auf jeden Fall in ihre Heimat zurueckwollte. Die vielen kleinen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, die wohl keinem der unbemittelten Einwanderer jemals erspart wurden, machten sie unzufrieden und

missmutig und toeteten zeitweise jedes Rechtempfinden in ihr, und es gab Stunden, in denen sie ihren so innigstgeliebten Mann ueber alle Massen quaelte.

Auch Fred fand gleich Anstellung, aber das Schicksal hatte sich ihn scheinbar als Spielball seiner Launen ausgesucht. Er scheute vor keiner Arbeit zurueck, und wenn es haette sein muessen, er haette vergenuegt in den Strassen den Kehricht zusammengefeht. Aber er musste Ruecksicht nehmen, ganz ungeheure Ruecksicht auf seinen einzigen, schon sehr mitgenommenen und altersschwachen Anzug, und musste in der Wahl seiner Verdienstmoeglichkeit sehr vorsichtig sein, damit ihm derselbe nicht vor der Zeit in Fetzen vom Leibe fiel. Und als ein deutscher Architekt, den er durch einen Zufall kennenlernte, ihm den Vorschlag machte, mit ihm in ein nahegelegenes Munizip zu fahren, um dortselbst fuer eine bevorstehende Industrieausstellung den Aufbau und die Einrichtung der einzelnen Ausstellungsstaende zu entwerfen und zu skizzieren, griff er mit Freuden zu. Noch am gleichen Tage fuhr er mit seinem neuen Chef los, kaum dass er Zeit hatte, sich von Martens' zu verabschieden, die ihm alle von Herzen Glueck wuenschten. Fred arbeitete nicht nur, sondern er wuehlte, wuehlte wie ein Irrsinniger, denn der Eroeffnungstag rueckte immer naeher. Und er schaffte es. Am Eingang ertoente schon der Eroeffnungsmarsch, und am letzten Stand malte er, mehr tot als lebendig, den allerletzten Buchstaben an. Nachdem er ausgiebig, wie ein Murmeltier geschlafen, war sein erster Weg zu einem Schneider. In den ganzen Wochen seiner Arbeit hatte Fred noch keinen Lohn bekommen, da der Chef erst nach Eroeffnung der Ausstellung Geld einkassieren konnte. Wohl hatte er die Unterbringungskosten in der Pension fuer Fred uebernommen und auch woechentlich bezahlt, ihm auch ab und zu einen bescheidenen Vorschuss gegeben. Und da Fred ueber drei Monate von Tagesanbruch bis oft nach Mitternacht und zum Schluss sogar die Naechte hindurchgearbeitet hatte, so war sein Guthaben zu einer anstaendigen Summe angewachsen. Die Ausstellung ging schon ihrem Ende entgegen und vergnuegt ging Fred in das Hotel zu seinem Chef, um mit ihm abzurechnen. Hier aber musste er erfahren, dass der Chef schon vor zwei Tagen nach Porto Alegre zurueckgefahren sei. Seine Gefuehle bei dieser Eroeffnung vermag man sich vorzustellen. Wohl bis an sein Lebensende wird er dem Praefekten des Staedchens Dankbarkeit bewahren, der grosszuegig und uneigennuetzig dafuer sorgte, dass Fred nach Porto Alegre zurueckfahren konnte, sogar mit einem funkelnagelneuen Anzug. Es nuetzte natuerlich garnichts, dass er seinen Chef verklagte, denn dieser war eines Tages aus Porto Alegre verschwunden und nie wieder hoerte er etwas von ihm. Danach fing er an auf eigene Rechnung zu arbeiten, und da er immer ehrlich bemueht war, nur sauberste Arbeit zu liefern, hatte er bald sein bescheidenes Auskommen.

Auch Heinz Schraeger liess sich ab und zu bei Martens' sehen. In seinem Benehmen hatte sich eigentlich nichts geaendert, er war und blieb der eitle Geck, der sich nicht scheute, manche veraechtliche Bemerkung ueber Brasilien zu machen. Sie liessen ihn reden, ohne sich darum zu kuemmern, sie kannten seine oberflaechliche Art zur Genuege und nahmen nicht alle seine Worte fuer bare Muenze.

Einmal holte Luise Martens das Photoalbum hervor und zeigte Lehmanns die Photographien aus der Heimat und auch die von der Überfahrt [sic]. Auf einmal rief Frau Lehmann: „Das ist Fraeulein Lili.“ Wie von der Tarantel gestochen, sprang Gustav auf: „Sie kennen Lili? Sie kennen Fraeulein Koch?“ Alles sah erstaunt auf ihn, der ploetzlich vor Verlegenheit nicht mehr wusste, wen er ansehen sollte; aber alle waren sehr ueberrascht, als sich herausstellte, dass Lehmanns seinerzeit mit Lilis Eltern zusammen auf demselben Schiff die Ueberfahrt gemacht hatten. Und seitdem Kochs in São Leopoldo ansaessig waren, hatten sie sich schon ein paarmal gegenseitig aufgesucht

und bei ihrem letzten Zusammenkommen hatten Lehmanns Lili kennengelernt, und Frau Minna hatte sie auf der Photographie sofort wiedererkannt.

Und als dann wieder Sonntag wurde, setzte sich Gustav Martens schon morgens zeitig in den Omnibus und fuhr nach São Leopoldo. Das erste Wiedersehen zwischen den beiden jungen Leuten entschied ueber ihr ganzes Leben, ohne dass dazu viel Worte noetig gewesen waeren.

Interessiert betrachtete Gustav einen Spruch, der bei Lilis Eltern an der Wand hing, und da er noch nicht viel Portugiesisch konnte, hatte er seine liebe Not, ihn zu verstehen. Aber derselbe gefiel ihm so gut, dass er, als er abends nach Hause zurueckkehrte, die Seinen mit den Worten begruesste:

**Sempre lustig,
Nunca traurig,
Quem não pode,
Den bedaur' ich.**

Und dann kam Weihnachten, das erste Weihnachtsfest in der Fremde. In schwueler Sommerhitze, beim Anblick der bescheiden geschmueckten Pinie, sehnten sich alle nach der winterlichen Heimat und dem wuerzigen Duft des deutschen Weihnachtsbaumes. Und ganz leise, vor verhaltenem Weinen kaum vernehmbar, sangen sie traurig das schönste deutsche Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Spaet am Abend fanden sich Lehmanns, sowie Fred Weller und Heinz Schraeger ein, und die Gedanken aller flogen weit ueber's Meer und weckten alte, liebe Erinnerungen. Sie stiessen an auf das Wohl der fernen deutschen Heimat, und, von Gustav auf der Mundharmonika begleitet, ertoente herzlich und innig:

Über's [sic] Meer, über's [sic] Meer, grüss [sic] ich dich, Heimatland, Heimatland!

III

Jahre waren vergangen. Laengst waren Gustav und Lili ein Paar, und zwei gesunde Buben vervollstaendigten ihr Glueck. Auch Fred und Anita waren sich einig geworden und seit einiger Zeit verheiratet. Heinz Schraeger war verschollen; niemand wusste, was aus ihm geworden war. Eines Tages hatte der Spielteufel ihn gepackt und ihn nicht mehr losgelassen. Das Ende davon war, dass er einen kuehnen Griff in die Kasse seines Chefs machte, der ihn daraufhin kurzerhand einsperren liess. Fritz Lehmann und seine Frau waren zu Besuch in die Heimat gefahren. Ihr allergroesster Wunsch hatte sich erfuellt. Sie, denen vom Schicksal keine Kinder beschert worden waren, sie hatten die ganzen Jahre nur dafuer gelebt und gespart, sie wollten die liebe, alte Heimat noch einmal wiedersehen.

Eines Sonntages, Luise hielt ihr Mittagsschlaefchen, klopfte es leise und zaghaft an der Tuer, und als Karl oeffnete, stand ihm Heinz Schraeger gegenueber. Es dauerte ein paar Sekunden bis Karl ihn erkannte. Schraeger, der immer ausgesehen hatte, als waere er soeben einem eleganten Modejournal entstiegen, war nicht wieder zu erkennen, und bescheiden blieb er vor der Tuer stehen. Einen Moment sahen sich die beiden Maenner stumm in die Augen, aber schon streckte Karl ihm die Hand entgegen und ihn ins Zimmer ziehend hiess er ihn herzlich willkommen. Beschaemt und verlegen liess Heinz sich auf einen Stuhl nieder, und Karl liess ihm Zeit [,] sich zu beruhigen. Statt dessen legte Heinz ploetzlich den Kopf auf den Tisch und schluchzte. Vaeterlich klopft Karl ihm auf die Schulter „Kopf hoch, Schraeger, nicht unterkriegen lassen,

vorbei ist vorbei, daran aendert jetzt keiner mehr etwas.“ Und nach einer Weile fuhr er fort: „Wo sind Sie denn die ganzen Jahre gewesen?“ Endlich fasste Heinz sich und erzählte: „Ich war im Innern ... Bei einem deutschen Kolonisten habe ich als Knecht gearbeitet. Aber ich hab' es nicht mehr ausgehalten, Herr Martens, die Arbeit war so schwer. In der Stadt hat man ja gar keine Ahnung von dem, was so ein Kolonist leisten muss. Ich konnte nicht mehr, ich wollte in die Heimat, nach Hause. Vielleicht konnte ich mich ‚rueberarbeiten‘, ich war schon bis zum Hafen gegangen, um den Kapitaen von einem deutschen Schiff darum zu bitten ... und dann brachte ich doch nicht soviel Mut auf, dann bin ich hierher gekommen ... Ich mag nicht als Schiffbruechiger in die Heimat zurueckkehren.“

Tröstend [sic] meinte Karl: „Wir wollen die Sache erst mal beschlafen, kommen Sie, machen Sie sich ein bisschen frisch.“ Und er fuhrte ihn in Gustavs ehemaliges Zimmer.

Und dann hatte Karl einen heissen Kampf mit Luise, die sich mit allen Kraefte dagegen wehrte, dem „Dieb“, wie sie ihn nannte, in ihrem Hause Obdach zu gewähren [sic].

„Ich will keinen Verbrecher in meinem Hause haben, ein fuer allemal nicht.“ „Aber Luise, jeder Mensch macht mal eine Dummheit, der eine eine kleine, der andere eine groessere, ganz ohne Fehler ist niemand ... Wollen wir nicht lieber versuchen, ihm wieder aufzuhelfen?“ Und als Luise immer noch schwieg, fuhr er eindringlich fort: „Denk dich doch mal in die Lage seiner armen Eltern! Wieviele Tränen [sic] mögen [sic] sie um ihn geweint haben, wieviele Sorgen sich immer noch machen, soll er ihnen denn ganz verloren sein?“ Endlich gab sie nach: „Meinetwegen, Karl, mag er dableiben.“ „Und Du wirst Dir nichts anmerken lassen, dass Du ihn nicht gern siehst?“ Fest antwortete Luise: „Nein, Karl, seinen Eltern zuliebe will ich ihm eine Mutter sein.“

Erschuetternd war die Szene, als Schraeger erfuhr, dass ein liebevolles Zuhause ihm ueber alle Verlegenheiten hinweghalf und alle ihm mit offenen Armen entgegenkamen.

Und dann kamen eines Tages Lehmanns von ihrem Besuch aus der Heimat zurueck. Das Fragen und Erzaehlen nahm kein Ende, und als Karl schliesslich fragte: „Sagt mal ehrlich, als Ihr wieder weg musstet, ist Euch da der Abschied nicht sehr schwer geworden?“, da sah Fritz Lehmann ihn treuherzig an: „Nein Karl, garnicht! Ich haette es selber nie fuer moeglich gehalten, aber das Leben in der Heimat ist uns im Laufe der langen Jahre fremd geworden. Von all den lieben Menschen, die wir damals zurueckliessen, fanden wir niemanden wieder, und auch unser Heimatdoerfchen sieht ganz anders aus, als wir es in der Erinnerung hatten. Es hat sich alles, alles veraendert.“ Und Minna fuegte hinzu: „Es gab Stunden, da hatte ich direkt Sehnsucht nach hier, nach unserm lieben Brasilien.“